

Unverkäufliche Leseprobe



Elisabeth Beck-Gernsheim
Was kommt nach der Familie
Alte Leitbilder und neue Lebensformen
3., überarbeitete und erweiterte Auflage

210 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60143-9

Vorwort zur dritten Auflage

Von alten Leitbildern zu neuen Lebensformen.
Eine kurze Chronik männlichen und
weiblichen Wandels

Blick zurück: Es war einmal

Franz Josef Würmeling war der erste Familienminister der jungen Bundesrepublik, amtierend von 1953 bis 1962. Das Familienleitbild, das in seinen Reden und Schriften sich zeigt und für sein politisches Handeln wegweisend war, ist ganz vom Glauben an eine naturgegebene Ordnung der Geschlechter bestimmt.¹ Demnach ist die Familie der natürliche Wirkungskreis der Frau. Und dies Wirken ist wesentlich durch «Selbsthingabe und Selbstverleugnung» definiert, als Dienst an «höheren Zielen», in der Fürsorge für Mann und Kinder. Alle Ansprüche, die auf eine Veränderung der bestehenden Geschlechterordnung hinauslaufen könnten, sind für den Minister Ausdruck eines irregeleiteten Denkens, demgegenüber er sich als Vertreter des inneren Wollens der Frauen versteht: «Ich glaube kaum, dass irgendeine Frau und Mutter eine formale Gleichberechtigung, wie sie von einigen Seiten gefordert wird, überhaupt will».² In diesem Sinne lehnt Würmeling auch das Gleichberechtigungsgesetz der DDR ab, das verheirateten Frauen ein Recht auf eigene Berufstätigkeit zuspricht: Das, so der Minister, ist «eine Gleichberechtigung, vor der wir uns und unsere Frauen bewahren wollen». Mit aller Schärfe wendet er sich insbesondere gegen die Erwerbstätigkeit von Müttern: «Mutterberuf ist Hauptberuf ... und hat höheren Wert als jeder Erwerbberuf. Und niemand kann zwei Hauptberufe gleichzeitig ausfüllen». Deshalb ist Müttererwerbstätigkeit «erzwungenes Unheil», dem mit aller Kraft entgegenzuwirken ist.³

Aufbruch und ungleichzeitiger Wandel

Die Frauenbewegung der 1970er Jahre stellte diesem Weltbild ein radikal anderes entgegen. Jetzt sollte ein Ende sein mit den polaren Geschlechtsrollen. Der Platz der Frau ist nicht in der Familie, sondern inmitten der Gesellschaft, so hieß es jetzt. Gleichberechtigung war das Ziel, eine neue Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wurde gefordert, oft mit schrillen Tönen und spektakulären Aktionen. Aber auch jenseits des lautstarken feministischen Protests bahnte ein Wandel sich an, leise, allmählich, aber nachhaltig und wirksam. In der jüngeren Generation wuchs die Zahl der Frauen, die im Gefolge der Bildungsexpansion eine bessere Ausbildung erreicht hatten, selbständiger und selbstbewußter waren – und die sich nicht mehr als Dienerinnen der Familie verstanden. Sie wollten mehr, wollten Beruf und Selbständigkeit.

Damit war mit einem Mal nicht mehr klar, wie Familie zu leben war. Wer hatte welche Aufgaben, wer welche Rechte und Pflichten? Wo das alte Familienrecht hier noch klare Anweisungen gegeben hatte – «die Frau ist verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten» –, war es nach der 1975 erfolgten Reform des Familienrechts mit den offiziellen Vorgaben vorbei. Stattdessen, so hieß es jetzt, sollten die Ehepartner selbst entscheiden: «Die Ehegatten regeln die Haushaltsführung in gegenseitigem Einvernehmen» (§ 1356 BGB).

Doch in der Praxis, so erwies sich bald, war der Weg zu solchem Einverständnis sehr lang und mühsam. In vielen Beziehungen wurde das Wie der Arbeitsteilung zum Stoff für anhaltende Irritationen, hochemotionale Debatten, für zahllose Vereinbarungen und Vereinbarungsversuche. Gleichzeitig setzte in den 1980er und 1990er Jahren der Wandel der Geschlechtsrollen sich fort, wenn auch in sehr spezifischer Form: er verlief ziemlich einseitig. Während die Lebenspläne der Frauen schnell neue Formen annahmen, änderten sich die Lebenspläne der Männer längst nicht im selben Tempo und Ausmaß. Der Wandel sei auf halbem Weg steckengeblieben, schrieb deshalb die amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild in ihrer

Studie über die Belastung berufstätiger Mütter. Die Resultate fasste sie auf die Formel zusammen, die Gegenwart sei das Zeitalter einer «unfertigen sozialen Revolution».⁴ In Deutschland attestierte Ulrich Beck seinen Geschlechtsgenossen «verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre»⁵, also: Ihre Worte sind größer als ihre Taten – eine bissige Diagnose zum Zustand der Geschlechterverhältnisse, die bis heute zutrifft.⁶

So ist kaum verwunderlich, wenn – wie die Untersuchungen der letzten Jahre vielfach gezeigt haben – die Ungleichzeitigkeit des Wandels zahlreiche Spannungen im Binnenfeld der Zweierbeziehung erzeugt; wenn nicht wenige Paare, statt zu Einverständnis und gemeinsamen Absichten zu kommen, sich im wechselseitigen Austausch von Ansprüchen, Enttäuschungen, Vorwürfen verlaufen; wenn einige dann die Ausgangs-Option wählen, die Scheidung; manche immer wieder neue Anläufe versuchen, im Labyrinth der Fortsetzungsehen und Patchwork-Familien ihr Glück suchen; andere, angesichts der Konflikte, die sie bei Eltern, Geschwistern, Freunden erleben, gar nicht erst heiraten, gar nicht erst Kinder bekommen, oder ganz andere Wege gehen und Lebensmodelle jenseits der Zweierbeziehung erproben.

Blick nach vorn: Plan A und Plan B

Bleibt die Frage: wie wird die Zukunft aussehen? Mit dieser Frage hat sich ausführlich die «Brigitte-Studie 2008» befasst, eine großangelegte empirische Untersuchung, aufbereitet mit enormen Mengen an Daten, Tabellen und Schaubildern.⁷ Das Bild, das der Bericht auf dieser Basis entwirft, ist im Grundton ausgeprägt optimistisch. Benachteiligung? Das war gestern. Die jungen Frauen von heute sind dagegen selbstbewußt, stark, durchsetzungsfähig, sind aktiv und dynamisch. Sie wollen sich nicht mehr durch Beschränkungen aufhalten lassen, sie wollen alles, Beruf und Familie, Partnerschaft und Selbständigkeit. Und dies, so die Botschaft, wird ihnen auch gelingen. Die jungen Frauen werden mit Tatkraft die Gesellschaft erobern. Sie wer-

den in der Arbeitswelt wie im Privaten nicht mehr leise zurückstecken, sondern ihre eigenen Vorstellungen umsetzen.

Aber bei näherem Hinsehen erscheint dies Bild doch sehr blankgeputzt, sehr aufgesetzt fröhlich. Im Zentrum stehen die Aussagen der jungen Frauen, ihr Selbstbild, ihre Vorstellungen, ihre Wünsche. Nur am Rande dagegen ist von den Hindernissen die Rede, die – z. B. im Recht, im Bildungssystem, in der Berufswelt –, derzeit existieren und den Möglichkeitsraum der Frauen eingrenzen könnten. Ausgeblendet bleibt die Erinnerung daran, dass auch unter den heute 40-, 50-jährigen Frauen viele aktiv, selbstbewusst, mutig antraten – und im weiteren Verlauf dennoch ihre Lebenspläne nicht so umsetzen konnten, wie sie eigentlich gewollt hatten. Woher also die Gewissheit, die bisherigen Hindernisse würden plötzlich verschwinden, wie der Schnee in der Frühlingssonne dahinschmelzen, weil junge Frauen daherkommen und fröhlich rufen: Wir wollen alles?

Auf solche Fragen geht die *Brigitte*-Studie, wie gesagt, nur sehr pauschal ein. Sie werden gleich im ersten Kapitel beiseite geräumt mit dem Hinweis auf die demographische Entwicklung; die lasse, so die Argumentation, einen Mangel an qualifizierten Arbeitskräften erwarten, und deshalb seien umso mehr dann die jungen Frauen gefragt, weil sie, mehr als die Männer derselben Altersgruppe, höhere Bildungszertifikate vorweisen können. Dies Argument ist nicht ganz falsch, aber erst recht nicht ganz richtig. Zum einen kann man aus einem zu erwartenden Bedarf nicht umstandslos auf einen sofortigen Bewußtseinswandel schließen, auf eine Schnell-Konversion all der Krawatten- und Verantwortungsträger, die in der Arbeitswelt bislang noch mauern und bremsen. Zum anderen machen demographische Szenarien, die bis ins Jahr 2050 hineinreichen, in diesem Zusammenhang nur wenig Sinn. Denn was die jungen Frauen brauchen, um ihre Pläne durchsetzen zu können, ist ein Umbau der geltenden Regeln in vielen Etagen und Feldern der Gesellschaft, ist ein Umdenken aufseiten der Politiker, Unternehmer, Verbandsvertreter, der Betriebsleiter, Personalchefs, Kollegen – und dies nicht im legendären Überübermorgen, sondern jetzt, hier und heute.

Auch die Ungleichzeitigkeit männlichen und weiblichen Wandels gerät hier nur oberflächlich ins Blickfeld. Betont wird vor allem das die Geschlechter Verbindende: Die Untersuchung habe ein überraschendes Ausmaß an Übereinstimmung zwischen Männern und Frauen gezeigt. In einer Parallelstudie wurden nämlich auch Männer untersucht und nach ihren Vorstellungen von Partnerschaft befragt. Der Vergleich der Antworten ließ dann erkennen: Was die Frauen wollen, wollen ganz ähnlich auch die Männer. «Was Männer und Frauen von einer guten Beziehung erwarten, ist fast deckungsgleich ... Bei beiden steht das Wir im Vordergrund. Beide finden es extrem wichtig, in den wesentlichen Dingen einer Meinung zu sein. Sie wollen möglichst viel Zeit miteinander verbringen, wollen etwas gemeinsam schaffen, mit dem Partner alt werden, gemeinsame Ziele verfolgen.»⁸

Gefragt wurde dann allerdings auch noch nach den Vorstellungsbildern, die Männer und Frauen über das jeweilig andere Geschlecht im Kopf haben, also was Frauen für typisch männlich, Männer für typisch weiblich ansehen. Hier ist nicht mehr alles Händchenhalten und Harmonie, hier werden Momente wechselseitiger Distanz unverkennbar. «Männer unterschätzen immer noch ganz ausgeprägt das Unabhängigkeitsstreben von jungen Frauen und wie wichtig ihnen die berufliche Selbstverwirklichung ist.»⁹

Ein Satz, in dem plötzlich die Ungleichzeitigkeit männlichen und weiblichen Wandels aufscheint. Ein Satz, der enormen Sprengstoff enthält. Ein Satz, der den blankgeputzten Optimismus der *Brigitte*-Studie aufstören könnte. Was, wenn den Männern das Unabhängigkeitsstreben ihrer Partnerin unbequem wird? Was, wenn die Frauen aufmucken gegen den Mann, der ihren Berufswunsch nicht wirklich ernst nimmt? Was, wenn die Männer entdecken, nicht nur, dass der Beruf ihrer Partnerin weitaus wichtiger ist als erwartet – sondern auch noch feststellen müssen, dass in der Konsequenz sie, die Männer, bei der Arbeit für die Familie mehr anpacken sollen, dass sie also ihre eigenen Berufsambitionen zurückstecken sollen? Was dann?

Fragen dieser Art bleiben in der *Brigitte*-Studie ganz ausgespart. Sie hört genau da auf, wo es im Beziehungsalltag brisant zu werden beginnt, wo die optimistische Botschaft Risse bekommt. Dank dieses Ausblendens kann sie dann pauschal und mit Pathos verkünden: Die Frauen «sind auf dem Sprung – auch in eine neue Dimension von Partnerschaft mit Männern».¹⁰ Die Frage ist nur, ob auch die Männer diese neue Dimension leben wollen. Aber diese Frage wird weder gestellt noch beantwortet.

Das Terrain, das in der *Brigitte*-Studie unerforscht bleibt, erkundet eine aktuelle amerikanische Studie von Kathleen Gerson.¹¹ Die Autorin zerlegt das Thema «Beziehungswünsche und Zukunftsentwürfe» in verschiedene Schichten, indem sie einen ebenso einfachen wie wirksamen Kunstgriff einbaut, eine Unterscheidung nach Plan A und Plan B. Auch Gerson fragt nach den Partnerschaftsvorstellungen, aber sie stellt die Frage in doppelter Form. Zum einen, wie sieht die ideale Form der Partnerschaft aus? Und zum anderen, was wäre die zweitbeste Lösung, wenn das Ideal sich als unrealistisch erwies?

Im ersten Teil fand Gerson, ähnlich wie die *Brigitte*-Studie, weitgehende Harmonie der Geschlechter. Auf die Frage, wie ihre persönliche Zukunft im Idealfall aussehen sollte, nannten junge Männer wie junge Frauen übereinstimmend: eine stabile Beziehung, ob mit oder ohne Trauschein, die ihnen Raum für Berufarbeit wie für ein Privatleben gibt, und die durch Gleichberechtigung und Flexibilität charakterisiert ist.

Ganz anders bei der Frage nach der zweitbesten Lösung, bei der Wende vom Ideal zur Realität. Da wurden massive Unterschiede zwischen den Geschlechtern erkennbar. Was viele der jungen Männer als Plan B im Hinterkopf hatten, war ein gemäßigt traditionelles Modell, mit ein paar modernisierten Elementen versehen, wonach die Frauen mehr die Verantwortung für die Familie übernehmen und dann soweit berufstätig sind, wie es die Bedingungen eben zulassen. Ganz anders die jungen Frauen dagegen: Sie setzten ihre Prioritäten in umgekehrter Reihenfolge. In ihrem Plan B stand die persönliche Unabhän-

gigkeit an erster Stelle; und erst dann, soweit möglich, wollten sie auch auf Familie sich einlassen und in Familienaufgaben sich einbinden.

Das ist der Stoff, aus dem zahllose Turbulenzen im Beziehungsalltag entstehen. Dass die Rahmenbedingungen kaum ideal sind, wird für die Beteiligten bald spürbar werden. Unter dem entsprechenden Druck der Probleme beginnen dann beide Geschlechter, sich auf die je zweitbeste Lösung zu besinnen. Und beide sind überrascht, weil es statt des einen gemeinsamen Zukunftsentwurfs mit einem Mal deren zwei gibt: seinen und ihren. Damit wird jene dramatische Beziehungsetappe erreicht, auf die Gerson im Titel ihrer Studie verweist: *Falling back on Plan B*, übersetzt etwa: Wenn die zweitbeste Lösung zum Einsatz kommt. Das ist der Moment, wo es ernst wird, wo die Differenz zwischen Männerplänen und Frauenplänen aufbricht. Da tritt zutage, was Gerson *new gender divide* nennt, die neue Kluft im Geschlechterverhältnis.

Die weiteren Phasen sind absehbar. Weil die schöne Utopie des Plan A sich kaum umsetzen lässt, beginnt nun das große Ringen um Lebens- und Beziehungsmodelle, die tauglich sind für die Niederungen des Alltags. Hier werden Männer und Frauen Beziehungsbastler, in mühsamer Kleinarbeit austestend: Wer ist wieviel verhandlungsbereit? Wer macht Kompromisse mit, wer verzichtet auf was? Und wo sind die jeweiligen Schmerzgrenzen, wo beginnt das, was nicht mehr verhandelbar ist? Oder wie Gerson schreibt: Die Angehörigen dieser Generation haben eine Gratwanderung vor sich, «auf der einen Seite der Wunsch, gleichberechtigte Beziehungen zu leben, die viel Gemeinsamkeit erlauben, und Befriedigung in der beruflichen Arbeit; auf der anderen Seite eine Wirklichkeit, die geprägt ist von Geschlechterkonflikt, unsicheren Beziehungen und unsicheren Berufsperspektiven».

Wenn diese Diagnose zutreffen sollte, dann bleibt das Mit-, Ohne- und Gegeneinander der Geschlechterbeziehungen uns noch länger erhalten, mitsamt seinen Turbulenzen und seiner Dynamik. Die naturgegebenen Geschlechterordnung, an die Minister Würmeling noch selbstverständlich glaubte, ist längst

brüchig und die Zukunft offen: Männer und Frauen sind auf der Suche nach neuen Beziehungsmodellen, manchmal stolpernd, manchmal gelingend, diesseits oder jenseits der Zweierbeziehung.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Kapitel 1

Die neue Unübersichtlichkeit der Familie

In den westlichen Industriegesellschaften der 1950er und 1960er Jahre wurde das Hohelied der Familie gesungen. In der Bundesrepublik wurde sie im Grundgesetz verankert und unter den besonderen Schutz des Staates gestellt; im Alltag war sie das anerkannte und allgemein angestrebte Lebensmodell; der vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorie galt sie als notwendig für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft. Dann aber kamen – in den späten 1960er, beginnenden 1970er Jahren – Studenten- und Frauenbewegung, brachten den Aufstand gegen die traditionellen Strukturen. Die Familie wurde entlarvt als Ideologie und Gefängnis, als Ort alltäglicher Gewalt und Unterdrückung. Was, im nächsten Gegenzug dann, diejenigen auf den Plan rief, die zur «Verteidigung der bürgerlichen Familie»¹ antraten, sie als «Hafen in einer herzlosen Welt»² wiederentdeckten. Der «Krieg um die Familie»³ war entbrannt. Jetzt war mit einem Mal auch nicht mehr klar, wer oder was Familie ausmacht: Welche Beziehungsformen sind als Familie zu bezeichnen, welche nicht? Welche sind normal, welche abweichend, welche sind der staatlichen Förderung würdig, welche sollen finanzielle Unterstützung erhalten?

Heute, im 21. Jahrhundert, ist die Situation weiter verworren. Die wilden Anti-Familien-Parolen der frühen 1970er Jahre sind verstummt. Aber das bedeutet keineswegs eine Rückkehr zu alten Formen und Normen, zur bürgerlichen «Normalfamilie» der Jahrzehnte zuvor. Wie Befragungen zeigen, lebt zwar bei einigen Gruppen das traditionelle Leitbild von Familie weiter fort; aber andere wenden sich entschieden dagegen; und für die Mehrheit kennzeichnend ist eine widersprüchliche Mischung aus traditionellen Sehnsüchten und neuen Erwartungen, unter-

schiedlich verteilt auf die Generationen und Geschlechter. Aus den Versatzstücken der Hoffnungen und Enttäuschungen, die aus diesem schwierigen Mischungsverhältnis erwachsen, ist in der Praxis eine Vielfalt von Lebens-, Liebes- und Beziehungsformen entstanden – von einigen erhofft, von anderen eher erlitten, von manchen auch erbittert bekämpft. Und das Resultat all dieser Veränderungen ist: In Politik, Wissenschaft, Alltag ist oft nicht mehr klar, wer oder was zur Familie gehört. Die Grenzen werden unscharf, die Definitionen schwanken. Die Verunsicherung wächst.⁴

Die Folgen kann man z. B. in der Rechtsprechung sehen. Wo die sogenannte Normalfamilie den Monopolanspruch auf gesellschaftliche Anerkennung verliert, wo das «ganz normale Chaos der Liebe»⁵ sich ausbreitet, da ist die Rechtsprechung zunehmend mit der Aufgabe konfrontiert, Chaos und Ordnung zusammenzubringen, sprich: die sich herausbildende Beziehungsvielfalt auf die Vorgaben der existierenden Rechtsordnung zu beziehen.⁶ Man kann mit guten Gründen vermuten, dass diese Ordnungsarbeit nicht immer reibungslos abläuft, sondern vielfach in Abwägungen und komplexe Auslegungsprozesse hineinführt. Man kann weiter vermuten, dass die Rechtsprechung mit dem schnellen Wandel der Lebensformen nicht immer mithalten kann; wo dies der Fall ist, sind Inkonsistenzen, immanente Widersprüche, kontroverse Urteile zu erwarten.⁷ Das sind Bedingungen, die in ein «ganz normales Chaos des Familienrechts» hineinführen.⁸

Die Begriffe stimmen nicht mehr

Allein schon über Familie zu reden, ist unter diesen Bedingungen schwierig. Denn viele der gewohnten Begriffe stimmen nicht mehr, klingen überholt, vielleicht gar ein wenig verdächtig, viele können das Lebensgefühl und die Lebenswirklichkeit der jüngeren Generation nicht mehr abbilden. Man nehme etwa einen der Hauptbegriffe bei diesem Thema, den der «Ehe»: Gleich heißt es, man wird sich doch nicht am Trauschein festhalten. In Beruf, Freizeit, Alltag, selbst auf offiziellen Formula-

ren und Einladungskarten, zunehmend ist von «Paaren», «Partnerschaften», «Beziehungen» die Rede. Der Trend geht zum «Lebensgefährten» oder gar, ironisch gewandt, zum «Lebensabschnittgefährten».

In der amtlichen Statistik allerdings gibt es noch den Begriff der «Alleinstehenden». Wer aber meint, daß Alleinstehende auch allein leben, der irrt sich. Einige der als «alleinstehend» Gezählten leben mit anderen Personen in einer Wohngemeinschaft zusammen. Andere haben eine feste Partnerbeziehung, nur keinen gemeinsamen Haushalt. Für diese in Großstädten häufige Lebensform gilt: «Das Führen eines Einpersonenhaushaltes und der Familienstand des Ledigseins bedeuten also nicht Verzicht auf Partnerschaft, sondern zunächst nur, daß zwei Personen nicht die Lebensform der Ehe gewählt und obendrein entschieden haben, nicht zusammenzuziehen, sondern die Lebensform *living apart together* bevorzugen».⁹ An diesem Beispiel wird anschaulich deutlich, wie eine Variationsbreite, eine Feindifferenzierung von Lebensformen entstanden ist, für die in den gewohnten Kategorien unseres Bewußtseins – bzw. hier der offiziellen Haushaltsstatistik – kein Raum vorgesehen ist. Der Versuch aber, das Neue in die alten Kästchen zu pressen, gerät notwendigerweise verfälschend.

Noch komplizierter wird es, sofern auch Kinder dazukommen. In der bürgerlichen Gesellschaft war die lebenslange, standesamtlich legitimierte Einheit von Vater-Mutter-Kind das Leitbild. Im abweichenden Fall sprach man von «lediger Mutter», auch «uneheliche Mutter» genannt, wobei immer mitschwang, der Mann habe sie sitzengelassen. Es war eine anrühige Existenzform, irgendwo zwischen ausgenutzt und verworfen, die Schande des «gefallenen Mädchens». Heute dagegen haben wir eine neue Kategorie, nun «Alleinerziehende» heißend, und die ist respektabel geworden und kommt auch in den Kreisen des besseren Bürgertums vor. Wobei der Begriff nun unterschiedliche Lebensformen umfaßt: zum einen die Frau, die zunächst verheiratet war, dann aber eine Scheidung durchmachte und in der Folge das Kind oder die Kinder alleine aufzieht; weiter die Frau, die nie verheiratet war und von Anfang

an das Kind alleine aufzieht (vielleicht, weil sie es so wollte und plante, vielleicht auch, weil die Beziehung zum Vater vor Geburt des Kindes zerbrach); und schließlich die Frau, die nach den Kategorien der offiziellen Statistik als «Alleinerziehende» gilt, aber de facto dieses nicht ist, weil sie mit dem Vater des Kindes Tisch und Bett, Alltag und Kindererziehung teilt, nur eben: auf Trauschein und standesamtliche Legitimierung verzichtet. Und die Aufzählung ist damit noch keineswegs vollständig, es fehlen – zum Beispiel – die verwitweten Mütter, die alleinerziehenden Väter und die homosexuellen Partnerschaften mit Kind.

Darüber hinaus ist, dank der Fortschritte der modernen Medizintechnologie, auch der Begriff «Elternschaft» (Vaterschaft, Mutterschaft) unklar geworden. Früher hieß es bekanntlich, «pater semper incertus», wer der Vater ist, kann man nie mit Sicherheit sagen. Heute dagegen ist hier eine sichere Aussage möglich, man muß nur einen genetischen Test machen lassen. Dafür haben wir jetzt den Samenspender, der nichts ist als Erzeuger (und auch dies nur auf technologischem Umweg), der die Mutter oft gar nicht kennt, geschweige denn leiblich berührt hat. Gleichzeitig gilt nun ein Stück weit «mater incerta», auch die Mutter ist unsicher geworden. Man nehme zum Beispiel die Leihmutter, die sich mit Spendersamen befruchten läßt und gegen Entgelt die Schwangerschaft austrägt, damit ein fremdes Paar das heißersehnte Wunschkind bekommt. Oder man nehme die ältere Frau, die die Wechseljahre schon hinter sich hat, dann die Eizellen einer jüngeren sich einpflanzen läßt und auf diese Weise zur Schwangerschaft kommt (wenn auch das Kind, das sie austrägt, biologisch gesehen nicht ihr eigenes ist). So viel zu den bekannteren Fällen – zahlreiche weitere Varianten lassen sich finden, wenn man die Berichte der Reproduktionsmedizin liest. Wichtig ist hier nur eines: Dank der neuen Optionen der Medizintechnologie werden Formen von Elternschaft möglich, die es bisher in der Menschheitsgeschichte nicht gab, ja die völlig unvorstellbar erschienen. Über den technischen Zugriff werden heute biologische und soziale Elternschaft voneinander getrennt und in neuen Kombinationen zusammengebunden.¹⁰

Mit diesem technologischen Wandel ist zugleich ein Programm sozialen Wandels verbunden. Mit den neuen Formen der künstlichen Befruchtung wird ein «revolutionärer Wandel der Familienkonstellation»¹¹ in Gang gesetzt, der immer wieder in offene Fragen und Konflikte hineinführt, dabei Politik wie Rechtsprechung oft überfordert, weil die technische Varianten und Angebote sich in rapidem Tempo vermehren. Während andere Bereiche der Familie – Adoption, Abtreibung, Scheidung usw. – genauen rechtlichen Regelungen unterliegen, haben die biotechnischen Angebote sich gewissermaßen an der Rechtsprechung vorbei durchsetzen können. Sie haben die Rechtsprechung durch die Kraft des Faktischen unterlaufen und die Grundkonstellation im Eltern-Kind-Verhältnis neu geöffnet: «Mit der künstlichen Befruchtung ist die bislang selbstverständliche Verbindung von Abstammung, Genetik und familiärer Beziehung aufgebrochen worden.»¹² Jetzt muß ausgehandelt werden, nicht, wer der Vater bzw. die Mutter ist, sondern: wer als Vater bzw. Mutter gesellschaftlich (rechtlich, sozial) *gelten* soll, wer dementsprechend welche Rechte und Pflichten hat in bezug auf das Kind (oder auch in bezug auf Embryo, Eizelle, Samenzelle).

[...]